



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Hohrath, Clara: Das Gnadenfest der heiligern Anna : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ich erkannt, daß nicht das unfruchtbare Auflösen und Zerstören, sondern das gesunde fruchtbare Aufbauen und Werteschaffen die höchste Bestimmung und das schönste Glück des Menschen ist. In einer Art von ideologischem Größenwahn war ich damals nahe daran, mich an die nörgelnden Zaungäste der praktischen Kulturarbeit anzuschließen. Die krepierende Granate und die dadurch verursachte Tragik haben mich damals zur Vernunft gebracht.

Die Sterne standen schon schimmernd am Herbsthimmel, als er mich ein Stück Wegs nach der Stadt zurückbegleitete.

Sie werden es mir nachfühlen, sagte er, wie zufrieden ich bin, daß mein Schicksal solche Wendung genommen hat. Soldatenstand und Bauernstand gehören zusammen wie Batterie und Munitionskolonnen; ich bin nun zur Munitionskolonnen gekommen, und ich werde meinen Posten versehen bis zum letzten Atemzuge. Als ich von der Festung kam, war ich ein nutzloser einsamer Mann; hier in der Sorge für eine um ihr Glück betrogne Familie, hier auf der Bauernscholle, die ich mit meinem kleinen Kapital und meiner Hände Arbeit erweitern und verbessern durfte, habe ich wieder einen Lebenszweck und eine durch Sühne gereinigte Lebensfreude gewonnen. Ich wollte und durfte die Familie des unglücklichen Kanoniers nicht hinuntersinken lassen ins Proletariat. O ich weiß, daß man über meinen Schritt die Achseln gezuckt hat, daß viele ihn nicht für standesgemäß gehalten haben; aber es gab für mich keinen andern Weg. Der gemeinsame Gedanke an den durch meine Schuld zerrissenen Landwehrmann hat mich mit dieser Familie unauflöslich verknüpft. Wir halten sein Andenken heilig — und in diesem Andenken haben wir uns die Hand gereicht. Und wie das liebe Margellchen, das damals am Grabe ihres Vaters mit den Fäusten nach mir schlug, wie der kleine freundliche Junge — nun Sie haben ja selbst gesehen, mit welcher Liebe die Kinder an mir hängen. Sie glauben nicht, was das für ein wunderbares Gefühl ist, wenn man ein zertrümmertes Glück wieder aufbauen darf.



## Das Gnadenfest der heiligen Anna

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)



o gingen die Jahre hin. Eins immer schneller als das andre.

Ganz unversehens war Wennola aus ihren alten Kleidchen herausgewachsen, und er, den sie „ihren Mann“ hieß, hatte ihr in Douarnenez viele Meter Stoff zu einem nagelneuen Kleide kaufen müssen. Daran hatte sie eine gewaltige Freude gehabt. Freilich ein Festgewand war das nicht. Die Sehnsucht nach einem goldstrotzenden Prozessionskleid plagte sie noch immer, obwohl sie jetzt mitten drin saß im Glück: in einem wohl-aufgeräumten Hause, zwischen einer freundlichen Mutter und einem arbeitsamen, nüchternen Manne. Die Worte Quehrens, der Wahrsagerin, wollten in ihr nicht zur Ruhe kommen: Du wirst es bekommen! Einmal sprach sie Gildas davon. Er hörte ihr aufmerksam zu, sah sie eine Weile nachdenklich an, antwortete aber nichts darauf. Vielleicht fand er sie kindisch und unbescheiden?

Sie wuchs aber auch aus diesem langen neuen Kleide heraus. Und wenn sie jetzt durch die Stalltür ging, mußte sie sich bücken. Das Wachsen geschah jedoch so allmählich, daß sie alle drei es kaum gewahr wurden.

Aber eines Tages sagte die alte Monik, mit dem Finger auf einer Zahl im Kalender: Kindchen, Nolas, weißt du es auch, daß du schon siebzehn Jahre alt bist?

Da kam sich Gwennola Kerlaz sehr alt vor. Sie machte Gildas den Vorschlag, den neuen Knecht, der vor kurzem wegen der sich mehrenden Arbeit ins Haus genommen worden war, wieder zu verabschieden, weil sie ihm in ihrer jetzigen Größe und Kraft wohl auch bei der Feldarbeit helfen könne. Aber davon wollte Gildas nichts hören. Und so blieb Loiz da, ein stiller älterer Mann, der trotz seiner weißen Haare noch rüstig zu arbeiten verstand. Bald bildete er das vierte, nicht mehr zu missende Glied in dieser wunderlich zusammengewürfelten Haushaltung. Es kam nun von selbst, daß die zwei Männer sowie ihrerseits die beiden Frauen sich mehr zusammenhielten, bei der Arbeit sowohl wie während der Feierabendstunden. Mutter Monik und Nola saßen dann vor ihren Spinnrädern, die eintönig surrten; auf der kleinen Steinbank aber, die in die altmodische Feuerstatt eingebaut war, saßen die beiden Männer, rauchten ihre Pfeifen und sprachen dann und wann ein kurzes Wort. Sie und da erzählte die alte Monik wohl auch eine Geschichte. Und wenn sie geendet hatte, nahm das Meer das Wort, das große, graue Meer, das draußen vor den Fenstern sich endlos ausdehnte und die Luft bald mit heimlichem Gemurmel, bald mit zornigem, drohendem Gebrüll erfüllte. Wenn sie dieser Stimme lauschten, wurden die Gesichter der vier Menschen ernst, ihre Augen nahmen einen träumerischen, schwermütigen Ausdruck an. Sie alle hatten liebe Tote da draußen in dem graufigen, schwarzen Wassergrab . . . Durch Nolas junge phantastische Seele aber klang ein Name: Ahes! Ein Schauer durchzitterte sie, und ihr wurde halb bange, halb sehnsuchtsvoll zumute.

Eines Abends aber — nah vor dem Gnadenfest — im warmen Monat August, meinte Nola, es im schwülen, düstern Haus nicht mehr aushalten zu können. Sie bat Gildas, er möchte mit ihr auf die Klippe hinausgehen, wo es noch hell sei und ein kühlender Wind wehe.

Langsam stand der große Gildas auf. Er sah Nola verwundert an, es lag sonst nicht in ihrer Art, derartige Wünsche zu äußern, das unnütze Spazierengehn pflegten sie den Städten, den fremden Malern und den — Liebesleuten zu überlassen! Nun stand er ein wenig steif und verlegen da. Er sah nach seiner Mutter hinüber. Sie hat recht, es ist eine widerlich schwüle Luft hier im Hause, sagte er, willst du nicht auch hinauskommen, Mutter?

Sie schüttelte den Kopf. Laßt mich in Frieden, sagte sie, es wird schon allmählich kühler werden, die Fenster stehn ja auf.

Der Loiz aber ließ den weißen Kopf tief auf die Brust herabhängen, sodaß die Pfeife fast auf den Boden aufzustehn kam. Aber im andern leeren Mundwinkel saß ihm ein spöttisches Lächeln.

Gildas sah es, und da drehte er sich kurz um und sagte derber, als sonst seine Art war: Komm, Gwennola, wir wollen die Alten in ihrer Höhle allein weiter schmoren lassen, ihre Knochen sind steifer als die unsrigen.

Dann schritten sie nebeneinander auf dem Dünenkamm hin. Aber der Wind kam vom Lande her, er war über große sonnerbrannte Heiden gefahren und hatte einen heißen Atem. Die Kühlung, um derentwillen sie ausgezogen waren, wollte sich nicht einstellen.

Trotzdem kehrten sie nicht um.

Sie gingen stumm nebeneinander, denn sie wußten sich nichts neues zu sagen, da sie Tag für Tag zusammen waren. Da stieg in Nola ein heißes, bittres Gefühl auf von Unzufriedenheit, das sie sich selbst nicht recht zu deuten wußte. Was will ich denn? fragte sie sich. Warum bin ich plötzlich böse auf den guten fleißigen Gildas? Er hat mir doch kein ungutes Wort gesagt, er ist mit allem zufrieden, was ich tue, und sieht mich immer freundlich an. Auch trinkt er nicht

und flucht nicht und verspielt kein Geld! Marie-Ange hat mir erzählt, wie böse es in den meisten Häusern aussieht, wie selten Mann und Frau gut miteinander sehn, wie die Frau schimpft oder weint, und der Mann sie wohl gar schlägt! Was will ich denn noch?

Sie zog die junge Stirn in nachdenkliche Falten und wandte das heiße Gesicht dem Meere zu. Dieses flüsterte wie im Traum, aber es war etwas aufstachelndes, höhnißches in dem Geflüster der kleinen Wellen, die so lässig die braunen Klippenfüße unspielten.

Hier wollen wir uns setzen, sagte Nola plötzlich kurz und befehlend. Wieder sah er sie verwundert an, aber wieder gehorchte er.

Wie langweilig ist dieser stumme gefügige Geselle, dachte sie. Nur arbeiten kann er, sonst ist er wie ein Stück Holz. Er lacht nicht und singt nicht. Andre Männer sind ganz anders! Sie wußte das von den Festen her. Da war sie als Kind den Brautpaaren nachgeschlichen und hatte sie belauscht. Die hielten einander bei den Händen, und oft sangen sie zweistimmig und sprachen leise und innig zusammen. Sie gaben sich süße Rosenamen: Mein Schatz — mein Herzchen — mein weißes Täubchen! Und noch eins taten sie: sie küßten sich. Das alles tat Gildas nie. Er ging nicht Hand in Hand mit ihr, er gab ihr keine süßen Namen, er küßte sie nicht. Warum? Mochte er sie nicht leiden? War sie ihm zu jung? Aber sie war doch nun schon so alt! Und sie tat doch ihr Bestes, ihn in allen Stücken zu befriedigen! Wie ein Schmuckkasten so blank und sauber sah das Haus jetzt aus, und vor das Fenster der Kammer, in der Gildas und Loiz schliefen, hatte sie sogar üppig blühende Gelbeigelein gestellt. Warum denn streichelte und küßte er sie nie? Mutter Monik, ja, die küßte sie oft zärtlich und streichelte sie und nannte sie Herzchen und Liebchen, aber Gildas nicht. Ja, nun wußte sie es selbst ganz genau, daß es das war, was sie ärgerte. Warum war er so langweilig? Ein böses Gefühl erwachte da in ihr, das fast wie Haß aussah. Sie hätte ihm gern irgendeinen schnellen heftigen Schmerz zugefügt.

O, wie schlecht bin ich, dachte sie, wie schlecht! Die Geschichte der Städtezerstörerin Mhes fiel ihr ein. Sie selbst hatte ja auch grüne Augen, das wußte sie jetzt, der Spiegel hatte es ihr gesagt, und dann auch einmal ein Pilger, den sie in die Kirche geführt hatte. Du hast gefährliche Augen, sie sind grün wie das Meer vor dem Sturm! Sie hatte auch blonde Haare, und lang waren sie und seidenweich, aber die bekam niemand zu sehn, als nur sie selbst und Mutter Monik, wenn sie abends beim Zubettgehn die Zöpfe aufflocht. Sie konnte sich dann die Haare wie einen Mantel umwickeln, so lang und dicht waren sie. Darum hatte ihre Haube auch solch eine unförmliche Gestalt. Jetzt fiel ihr ein, wie Gildas sie damals vor fünf langen Jahren in der Kirche hatte überreden wollen, ihn ihre Haare sehen zu lassen. Da hatte sie sich geweigert und hatte ihm die Geschichte der bösen Heidin erzählt, die mit ihren Haaren die Männer herausgelockt hatte, um sie dann zu töten. Warum tat Mhes das? Weil sie so böse war! Weil es ihr Freude machte! So böse und falsch! Und so wild! Genau wie das Meer. Das hatte dem stummen Mann da neben ihr auch ein schneidendes Weh zugefügt, indem es ihm den Freund aus den Armen riß. Wie hatte er sich damals in der Kirche gebärdet, so hatte sie ihn seither nie mehr gesehn. Immer war er still und steif und — langweilig. Und wieder erwachte die unchristliche Lust in ihr, ihm ein Leid zuzufügen. Sie hätte ihn gern wieder so wild gesehn wie damals. Und plötzlich riß sie sich die Haube vom Kopf und schüttelte sich die goldblonde Mähne über die Schultern und lachte wild und unbändig. Die Sonne tauchte eben als rote Feuerkugel ins Meer hinab, der ganze Himmel stand in Flammen, und der Feuerschein fiel auf ihre Haare und ließ sie ausleuchten wie rotes, blinkendes Gold.

Erschreckt starrte Gildas auf sie.

Wennola, was tuft du? Was ist dir, Wennola?

Aber sie lachte weiter und bog den Kopf hin und her und sah ihn schelmisch von der Seite an und sagte: Ich bin Ahès! Siehst du es nicht? Nimm dich in acht, Gildas!

Ihre grünen Augen funkelten wie die Augen einer türkischen Kaze. Kennst du die Geschichte nicht? Wenn Ahès einen Mann küßte, war er verloren, er starb an dem Kuß. Also nimm dich in acht, Gildas! Nimm dich in acht, daß ich dich nicht küsse!

Er staunte sie an wie ein fremdes, unheimliches Wesen. Das war die stille, gute, sittsame Nola nicht mehr. Was war über sie gekommen? War ein böser Geist in sie gefahren? Sie war jetzt aufgesprungen und stand nahe vor ihm. Wie sehr die über die Schultern herabflutende Haarmähne sie verwandelte, kaum daß er ihr Gesicht ohne den gewohnten Rahmen der steifen, weißen Haube noch erkannte.

Was ist dir? fragte er noch einmal.

Ich bin dir böse, gab sie zur Antwort, und ich will dich böse machen! Ein langweiliger Mann bist du! Ich wollte, die Heilige hätte mir einen andern ausgesucht. Einen, der lacht und singt und spricht und mir Rosenamen gibt und mich streichelt und küßt! Aber du — nur arbeiten kannst du, sonst nichts! Worüber grübelst du nun jetzt wieder nach, du, du hörst mir ja gar nicht zu.

Er aber, der jetzt vor ihr stand mit zusammengebißnen Zähnen, mühsam seine Erregung niederkämpfend, er dachte an sein Gelübde — an seinen toten Freund, der versprochen hatte, ihm in Augenblicken der Versuchung beizustehn. Er dachte daran, daß er nur noch zwei Jahre aushalten mußte, dann hatte er die Probe bestanden, dann durfte er beginnen, um sie zu werben, dann wollte er ihr sagen, wie unsinnig lieb er sie hatte, dann . . . dann . . . Er rief sich die Worte seines Schwurs ins Gedächtnis zurück: Erst wenn die sieben Probejahre glücklich zu Ende sind, will ich mit dem Mädchen Hochzeit machen, das du mir zur Frau ausersehen hast, vorher will ich sie nicht berühren. Wenn ich dies Gelübde breche, sollst du mich verderben und sollst meine Seele der ewigen Flammenpein überantworten, dann will ich verloren und verstoßen sein in alle Ewigkeit.

Nola wartete noch immer auf Antwort. Aber Gildas starrte mit bleichem Gesicht über sie hinweg aufs Meer hinaus.

Da übermannte sie der Ärger. Wen suchst du da draußen? fragte sie. Schaut du nach dem toten Freunde aus. Den haben die Fische längst aufgefressen!

Nun sah er sie doch an. Warum willst du mir weh tun? fragte er.

Weil es mir Spaß macht!

Er schüttelte den Kopf. Sie war wunderschön anzusehn in ihrem gleißenden Haarmantel mit den funkelnden Augen und der sprungbereiten Wildheit ihrer schlanken Glieder.

Nola, Nola, warnte er, besinne dich!

Aber sie lachte verächtlich. Und plötzlich flog sie ihm an den Hals . . .

Kaze . . . leuchtete er, doch sie verschloß ihm den Mund mit einem Kuß.

Ich bin Ahès, hatte sie rufen wollen und ihn dann auslachen über seinen Schreck. Aber der Atem stockte ihr plötzlich. Stumm taumelte sie zurück. Erst hatte er sie heftig an sich gepreßt und dann rauh zurückgestoßen.

Nun stand sie zitternd da mit gesenktem Kopf, verstört, erschrocken und wagte nicht, die Augen zu seinem Gesicht zu erheben. Sie wußte, daß er jetzt wieder ausjah wie damals in der Kirche. Sie hörte seinen keuchenden Atem. Und sie fühlte sich ganz schwach, wie eine Kranke, sodaß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochte.

Aber auf einmal schrie er auf, laut, brüllend: Jan Marex!

Der Schreck warf sie um. Wie leblos blieb sie auf dem warmen, trocknen Sandboden liegen, die Augen krampfhaft geschlossen. Sie wollte das Gespenst nicht sehn, den Geist des ertrunkenen Fremdes, den er mit so fürchterlicher Stimme gerufen hatte...

Sie glaubte einen Flügelschlag über sich hinschleichen zu fühlen... Da verging ihr vollends die Besinnung.

Als sie aus ihrer langen Ohnmacht erwachte, sah sie sich verwundert um. Die Farbenpracht der untergehenden Sonne war erloschen. Der Mond stand groß und still am Himmel, das Meer leuchtete in fahlem, silbernem Glanz. Sie lag allein auf der Düne mit aufgelöstem Haar. Wie sie es sah, fiel ihr alles wieder ein. Sie hatte Ahes spielen wollen — sie hatte den großen, stillen Gildas geküßt — aber der Kuß hatte ihn nicht getötet, sie selbst war kraftlos umgefallen, wie eine Tote! Wie war das alles nur gewesen? Sie bekreuzigte sich. Sie war abergläubisch wie alle Bretonen, glaubte an Geister, an böse Dämonen, an allerlei Spuk. Jetzt fürchtete sie sich grauig. Sie wagte kaum sich umzusehn. Es war schon Nacht. In der Nacht stiegen die Geister. Wenn der Tote jetzt daher käme, den Gildas gerufen hatte... oder wenn Ahes, die richtige Ahes... Wo war Gildas? Warum hatte er sie da allein liegen lassen? War er so böse auf sie? Hatte er sich so sehr über ihren dummen, häßlichen Scherz geärgert? Ach, sie schämte sich so sehr, sie würde ihn nie mehr anzusehn wagen — Aber die Angst war zu groß, die besiegte ihre Scham. Sie rief laut seinen Namen: Gildas! Komm doch!

Aber er antwortete nicht und kam nicht. Sie mußte also allein den weiten Weg nach Hause laufen, an den gespenstigen Klippen vorüber... Sie riß die Haube vom Boden auf und stopfte in wilder Eile die Haare darunter, dann jagte sie mit großen, angsterstarrten Augen den Pfad entlang, der auf ihr Haus zuführte.

Von weitem sah sie, daß Licht darin brannte. Das ließ sie nun nicht aus den Augen. Das kleine Licht tröstete, bannte die bösen Geister, die sie unsichtbar umkreiften und verfolgten. Doch dieses Licht erweckte zugleich eine neue ahnungsvolle Furcht in ihr: Wer hatte es angesteckt? Sie brannten doch sonst kein Licht in der Nacht! War Mutter Monik noch auf? Oder saß Gildas da und wartete auf sie? Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, es weißsagte ihr nichts Gutes. Ein Unheil wartete da drinnen auf sie, dort hinter dem Licht.

Bleich, voll Angst, blieb sie unter der offenen Tür des Wohnraums stehn.

Da saß Mutter Monik, hielt das Gesicht in die Hände vergraben und weinte in hohen jammernenden Lauten wie ein Kind.

Mutter, was — ist — geschehn?

Da hob sie das verweinte, verzweifelt traurige Gesicht auf und sah Nola vorwurfsvoll an: Er ist fort — aufs Meer!

Nola lehnte sich gegen den Türpfosten, sie wurde noch bleicher.

Die alte Frau sprang auf und umfaßte sie stützend: Mein armes Kind, ich hätte es dir nicht so plötzlich sagen dürfen! Ja, er ist fort — aber er will wiederkommen, in zwei Jahren will er wieder hier sein! Aber läßt sich auch ein Paß mit dem Meer schließen? Als ob es nur bei ihm stünde, dies Wiederkommen! Ich habe ihm so dringlich in die Seele geredet: Laß uns nicht im Stich — laß das Gut, das du mit so vieler Mühe in die Höhe gebracht hast, nicht im Stich! Da sagte er: Der alte Loiz bleibt da, der kann mich vertreten, er ist ehrlich und treu, und dann komm ich ja wieder! In zwei Jahren — sag das auch der Nola, wenn sie heimkommt!

Mutter, sagte Nola tonlos, sei nicht so gut mit mir: es ist meine Schuld, daß er aufs Wasser geht — ich habe ihn — so schwer geärgert — darum —

Aber die alte Frau ließ nicht nach, sie lieblosend zu streicheln. Ich weiß ja nicht, was zwischen euch vorgefallen ist, er war wohl sehr erregt, als er heim-

gelaufen kam. Ich muß fort, Mutter, sonst geschieht ein Unglück, sagte er, aber böse sah er nicht aus. Ich habe sein Gesicht dann angesehen, als er deinen Namen aussprach, nein, böse ist er dir nicht! Er kam aus der Kirche hierher, er habe sich mit der Heiligen verständigt, hat er gesagt, und jetzt müsse er eilig fort — nach Brest — aufs Wasser — aber er komme wieder...

Nun schluchzten sie beide zusammen. Sie hielten sich eng umfangen, als suche eine jede Trost bei der andern, die Junge bei der Alten, die Alte bei der Jungen. Aber die Angst war bei beiden gleich groß, so vermochten sie sich gegenseitig keine Zubericht einzufloßen. Sie fühlten das wohl.

Komm, sagte Mutter Monik und nahm Nola bei der Hand, wir wollen zu „ihr“ hinübergehen.

Die ganze Nacht blieben sie in der Kirche bei der heiligen Schützerin der Seefahrer. So oft aber Wennola die tränengefüllten Augen aufhob, blieb ihr Blick an dem dünnen Korallenkettlein hängen, das da verstaubt und verblaßt zwischen den übrigen Weihgeschenken an der Wand hing, das arme Kettlein, das sie als Kind der Heiligen geopfert hatte zum Dank dafür, daß sie ihr einen Mann ins Haus gesandt hatte. Und jetzt zitterte sie für diesen Mann, den ihr frecher Scherz aufs Meer zurückgetrieben hatte. Jetzt konnte sie wohl noch für ihn beten, aber schon bald vielleicht — blieb ihr nichts zu tun mehr übrig als zu weinen — und ihr Licht auszublasen wie die Witwen des Meeres! Und nie würde sie dann das marternde Gefühl mehr los werden, daß sie, die zweite Ahes, ihn mit ihrem Fuß getötet habe! Und sie hatte ihn doch so lieb, den großen, stummen, fleißigen Gildas! Ach, so lieb — so lieb!

Hilfesuchend klammerte sie sich an die alte Monik an, seine Mutter.

Er muß wieder kommen, unser Gildas, er darf nicht ertrinken, Mutter, laß uns beten, laß uns beten!

Und nun sprachen sie zusammen das alte Gebet, das sie so oft bei stürmischem Wetter hergesagt hatten: Heilige Anna, du Gesegnete, erbarme dich, lichter Stern des Meeres, gütige Schützerin, mitleidige Freundin der Seeleute, erbarme dich, erbarme dich...

Ach, nun wußten sie beide, für wen sie beteten! Für wen sie zitterten, wenn die wilden Wogen mit donnerndem Getöse gegen die Klippen anschlugen, wenn der Wind heulte und höhnte, und die Wöwen langgezogene Klageschreie ausstießen! Nicht mehr für die vielen da draußen beteten und zitterten sie jetzt, nur für einen, für einen einzigen!

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 13. Dezember 1908

(Die Unmöglichkeit des Parlamentarismus im Reichstage. Höfliche Machenschaften. Die Finanzkommission des Reichstags und die Matrikularbeiträge. Die Wahl in Mejeritz-Bomst.)

Die parlamentarischen Weihnachtsferien haben begonnen, und die Aufregungen der letzten Wochen weichen allmählich der Feiertagsstille. In der auswärtigen Politik ist freilich noch keine Ruhe eingetreten. Die Balkanfragen bergen nach wie vor Mengen von Bündstoff, und in unserm verbündeten Nachbarstaat Österreich-Ungarn sorgt die durch wüste Ausschreitungen eines fanatisierten Pöbels genährte, lärmende Streitsucht der Tschechen dafür, daß der Spader der Nationalitäten kein